

Alle drei

Autor(en): **Pirandello, Luigi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **1 (1925)**

Heft 22

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833657>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Blick auf die prächtigen Skifelder von Inner-Arosa
Im Hintergrund das Weißhorn

Phot. Ryffel

ALLE DREI

(Nachdruck verboten)

Novelle von Luigi Pirandello — Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen von Dora Mitzky

Schlotternd, in einem viel zu weiten, abgelegten Anzug seines Herrn, kam Ballarò aus dem Garten gestürzt, wobei er immerzu, statt mit den Händen, mit den geblähten Aermeln in der Luft fuchtelte:

«Allerheiligste Jungfrau! Allerheiligste Jungfrau!»

Die Leute blieben auf der Straße stehen.

«Was gibt's, Ballarò?»

Er drehte sich nicht einmal um. Er lief unaufhaltsam ärmelschwenkend weiter nach dem Palast des Barons und wiederholte fast bei jedem Schritt:

«Allerheiligste Jungfrau!»

Geschwellt bis zum Bersten von der unerhörten Nachricht, die er so eilends der Baronin überbrachte, machte er sich mit diesem Ausruf ein wenig Luft. Und er erwehte sich, er entriß sich wütend allen Leuten, die sich ihm in den Weg zu stellen suchten.

Der rasende Lauf, die Anstrengung des Schweigens, das Unerhörte der Nachricht selbst verstörte ihn zuletzt dermaßen, daß er beim Betreten des Palastes von einem Schwindel erfaßt wurde; betäubt, verwirrt, fiel er rücklings zu Boden und fand kaum die Kraft, zu melden:

«Der Herr Ba... der Herr Baron... lauft... es hat ihn der Schlag getroffen... im Ga... im Garten...»

Auf die Meldung blieb die Baronin, Donna Vittoria Vivona, zunächst wie vom Blitz gerührt. Mit offenem Mund und stieren Augen hob sie langsam die Hand zu dem Haar und fing an, sich den Kopf zu kratzen. Mit einem Mal richtete sie sich in ihrer ganzen Länge auf und stieß einen solchen Schrei aus, daß die Mauern des alten Adelspalastes beinahe ins Wanken kamen und die Scheiben der hohen Fenster brachen. Gleich darauf fuhr sie sich aber mit don Händen nach dem Mund, als wolle sie diesen Schrei vernichten oder in die Kehle zurückjagen. Dann streckte sie sie abwehrend vor, winkte, man solle alle Türen schließen und schrie mit ersticker Stimme:

«Um Gotteswillen, um Gotteswillen, daß Nicolina nichts hört! Sie hat das Kind an der Brust! Mein Tuch... gebt mir mein Tuch!»

Und sie schüttelte sich, daß ihr der Bauch und die riesigen Brüste flogen, und fuhr sich aufs neue mit den Händen in das struppige, zerraupte Haar, das die Farbe des Kupfers hatte, während ihr gelbes, sommersprossiges Gesicht sich vorschob:

«Ist er tot, Ballarò? Heilige Muttergottes, lieber heiliger Franz von Paula, mein heiliger Schutzpatron, laß ihn nicht sterben! Laß ihn nicht sterben!»

Und zugleich versuchte sie, sich das Medaillon des Heiligen aus dem Busen zu ziehen. Als die zitternden Finger die Haken nicht aufbrachten, riß sie die Taille auf, zog das Medaillon hervor und küßte es schluchzend wieder und wieder, während ihr große Tränen aus den Kuhaugen stürzten, bis endlich die Mägde kamen. Eine warf ihr das schwarze Wolltuch um.

Von ihnen gefolgt und von Ballarò geleitet, die vielen schweren Röcke bis zur halben Wade geschürzt, wankte sie mehr als sie ging die Treppe des Palastes hinab. Unten angekommen, vergaß sie gänzlich die Röcke, herunter zu lassen und lief atemlos durch die Straßen, daß man die dicken Elefantenbeine in den blauen Baumwollstrümpfen und die offene Taille samt den vorquellenden Brüsten sah. Das Medaillon immer noch fest in der Faust, stöhnte sie zischendurch:

«Lieber heiliger Franz von Paul, du mein heiliger Schutzpatron, hundert Lichter für deine Kirche! Tu mir die Gnade! Tu mir die Gnade!»

Ballarò als Wegbahner lachte beinahe — Narr, der er war — nun, da er von der Last der Botschaft erleichtert war. Er freute sich, zum Hause zu gehören bei einem Ereignis, das die Neugier der Leute so erregte. Er antwortete allen:

«Ein Schlaganfall, ein Schlaganfall. Nichts weiter. Ein kleiner Schlaganfall des Herrn Baron. Wo? Im Garten der Filomena.»

«Im Garten der Filomena?»

Und alle liefen hinterdrein, ohne die geringste Verwunderung, daß die Baronin Vivona ihren Mann dort finden sollte, in dem Garten jener Filomena, die so viele Jahre lang das stadtbekannteste Verhältnis des Barons gewesen war.

Jeden Nachmittag pflegte er bei ihr — jetzt zuletzt ganz als alter Freund — zwei oder drei Stunden zuzubringen, aus Liebe zu den Blumen, zu den Pfirsichbäumen, und den Granatfrüchten, zu dem Stückchen Erde, das er der einstigen Geliebten geschenkt hatte.

Alte Geschichten das! Da hätten die Leute sich noch über ganz andere Dinge wundern können, wenn die Baronin Vivona nicht jene außerordentliche Frau gewesen wäre, die sie war, und wenn sie nicht durch die Art, wie sie die Dinge anfaßte, der ganzen Stadt seit geraumer Zeit zwar nicht den Grund, wohl aber die Möglichkeit zur Verwunderung genommen hätte.

*

Vor etwa zehn Jahren war der Baron Francesco di Paolo Vivona in Begleitung seiner adeligen Verwandten nach einem Bergdorf wenige Kilometer von der Stadt geritten.

Der reichste Mann im Dorf war ein früherer Hofbesitzer, der das Glück gehabt hatte, auf seinem steinigem Boden eine der ergiebigsten Schwefeladern Siziliens zu finden. Klugerweise hatte er sie gleich zu glänzenden Bedingungen an einen belgischen Unternehmer verpachtet, der eine gute Kapitalsanlage auf der Insel suchte.

Auf diese Weise hatte dieser Hofbesitzer ohne Kopfzerbrechen in zwanzig Jahren einen unmäßigen Reichtum angesammelt, von dessen Umfang er sich selbst nie Rechenschaft zu geben verstand, schon deshalb, weil er wie vorher auf dem Lande unter seinen Tieren weiterlebte, dicke Goldringe in den Ohren und ein Ledergewand auf dem Leibe wie ein Bauer. Nur daß er sich, neben der Meierei, ein schönes großes Haus gebaut hatte. Aber er bewegte sich darin unsicher und wie verloren, wenn er abends nach der Feldarbeit zu der einzigen Tochter und der alten Schwester heimkehrte, die beide noch bäurischer waren als er, und von ihrem Reichtum so wenig begriffen, oder die sich so wenig um ihn kümmerten, daß sie noch immer die Eier ihrer unzähligen Hühner vor der Hofküche an die Weiber verkauften, welche sie dann in Körben in die Stadt auf den Markt brachten.

Die alte Schwester war zudem schon von klein auf nicht ganz richtig im Kopf, so daß sie in der Kirche während des Gottesdienstes, so oft sie den heiligen Petrus nennen hörte, sich nicht enthalten konnte, dreimal laut «Kikeriki» zu rufen.

Die Tochter Vittoria oder Bittò, wie der Vater sie nannte, war rot von Gesicht und von riesenhaftem Wuchs, wie es die Mutter gewesen, die bei ihrer Geburt gestorben war. Bis zu ihrem dreißigsten Jahr hatte sie nie an sich selbst gedacht, so ganz ging sie, wie der Vater, in der Feldarbeit, dem Hauswesen, dem Verkauf des Getreides auf, das in großen staubigen Speichern gestapelt lag, zu denen sie die Schlitssel am Gürtel trug. Sonnverbrannt, schweißbedeckt, Strohhalme im zerrupften Zottelhaar, stapfte sie durch den Hof. So hatte sie Don Francesco di Paolo Vivona herausgeholt und als Baronin in die Stadt geführt. Von altem Hause, aber verarmt, ein selten schöner Mann zugleich, hatte er die letzten Reste seines Vermögens darauf verwandt, sich einen prächtigen Pfauenschweif zuzulegen, das heißt, den Glanz einer pomphaften Erscheinung, um derentwillen er von allen bewundert und umworben und bei jeder Gelegenheit in Ehrenämter gewählt wurde. Die Stadt hatte ihn wiederholt zum Bürgermeister gemacht und hätte ihn gerne auch zum Abgeordneten gewählt, wenn er sich nicht, zufrieden mit dem Einfluß, den er in der Stadt selbst besaß, aufs entschiedenste geweigert hätte.

Donna Bittò war vom ersten Augenblick von ihm geliebt gewesen. Sie hatte gleich begriffen, warum dieser schöne Mann, der wie eine Sonne glänzte, sie zur Frau begehrte hatte, und statt sich darüber zu entrüsten, hatte sie es als ganz in der Ordnung angesehen, daß eine wie sie mit viel Geld die Ehre bezahlen müßte, wenn auch nur dem Namen nach die Gattin eines solchen Mannes zu werden. Darüber hinaus hielt sie es für mehr als selbstverständlich, daß sie keinen Anspruch auf seine Treue erheben dürfte. Ein solcher Mann konnte sich natürlich in keiner Weise mit dem begnügen, was eine Frau wie sie ihm zu geben imstande war.

Und in ihrer zehnjährigen Ehe hatte sie stets jeden freundlichen Blick, jedes gute Wort als eine wahre Herablassung von seiner Seite aufgenommen.

«Ciciuzzo ist Baron! Ciciuzzo ist ein vornehmer Mann! Er kann nicht mit mir schlafen, Ciciuzzo!» — erklärte sie den Mägden, wenn die sie fragten, warum sie, seine Frau, sich drein fügte, vom Gatten getrennt zu liegen. «Er schläft wie ein Engelchen, so sanft, der Baron Ciciuzzo. Ich dagegen schlafe mit offenem Munde und schnarche laut, und das kann Ciciuzzo nicht vertragen, das liebe Kind!»

Ueberzeugt, ihm nicht genügen zu können, nichts an sich zu haben, um auch nur die Wertschätzung, geschweige denn die Liebe eines so schönen, so vornehmen, so erlesenen Mannes zu wecken, zufrieden und geehrt durch seine Güte, machte sie sich keine Gedanken über seine Untreue, es wäre denn aus Sorge um seine Gesundheit. Daß alle Frauen sich um ihn rissen war auch etwas, was ihrer Eigenliebe schmeichelte, beinahe eine Genugtuung. Denn schließlich war doch sie seine Frau vor Gott und den Menschen. Sie war die Baronin, das war ihr genug. Sie hatte sie sich erkaufen können, diese Ehre, die anderen nicht. Daran war nicht zu rütteln.

Eines nur hatte sie in diesen zehn Jahren gekränkt: daß sie ihm kein Söhnchen hatte schenken können, ihrem Baron Ciciuzzo. Aber als sie vor kurzem erfahren hatte, daß es ihm gelungen war, es von einer andern zu bekommen, von einer gewissen Nicolina, der Tochter des Gärtners, der dreimal in der Woche die Blumen im Garten der Filomena besorgte, hatte sie einen bedeutenden Trost empfunden und nicht gerastet und geruht, bis sie vor zwei Monaten Nicolina mit dem Kind in den Palast hatte nehmen dürfen. Sie pflegte sie liebevoll, nicht bloß aus Rücksicht auf das kleine Engelchen, das der Baron seit so vielen Jahren vergeblich ersuchte. Daß eine Andere es ihm geschenkt hatte, bekümmerte sie wenig. Wichtig war nur, daß es jetzt da war und daß es der Sohn Ciciuzzos, des Barons war.

Auch die Barmherzigkeit kann drücken, wenn sie übermäßig ist. Und Nicolina fühlte sich davon bedrückt. Aber Donna Bittó lachte und zeigte auf das Kind, das ihr im Schoße lag, schlug in die Hände und rief:

«Dummes Ding, weine nicht! Schau lieber, was Du da zustande gebracht hast. Wie schön es ist, mein Goldkind, mein geliebtes! Wie fein und schön! Mein Herzenskind, mein Einziges, schau, wie es mich anlacht!»

Vor der Gartentür der Filomena stand eine große Menschenmenge. Kaum daß sie sie von weitem sahen, begannen die Baronin und die Mägde laut zu schreien.

Der Baron war tot und lag ausgestreckt auf einer Matratze im Freien, vor einem Malvenbeet. Vielleicht entstellte ihn das grelle Licht. Er schien blaurot im Gesicht, und die hellen Borsten seines Schnurrbarts und Backenbarts standen ihm wie angeklebt spärlich um Wangen, Lippen und Kinn, wie bei einer Karnevalsmaske. Die Augäpfel hatten sich unter den fahlen, heruntergezogenen Lidern gleichsam verhärtet und verschoben. Der Mund war zu einem fratzenhaften Lächeln verzerrt. Bienen und Fliegen schwirren hartnäckig um Kopf und Hände.

Filomena lag vor ihm, das Gesicht auf dem Boden, und heulte ihren Jammer und das Lob des Verstorbenen zwischen einer dichten Hecke von teilnehmenden Zuschauern, die stumm und unbeweglich die Matratze umstanden. Ab und zu bog sie sich einer herab, um eine Fliege vom Gesicht oder Händen des Toten zu verschrecken, oder eine Nachbarin wandte sich mit drohender Gebärde nach einem halbnaekten, schmutzigen Kind um, das die Malven des Boskettts abbrüß und sich auf den Nabel preßte.

Alle traten beiseite, als die Baronin, schreckenerregend in ihrer Verzweiflung, hereinströmte. Sie warf sich zur andern Seite der Matratze auf die Knie, raupte sich das Haar, zerkratzte das Gesicht und schrie:

«Mein Kind, mein Ciciuzzo, daß du mir verloren bist! Mein Herzensrost, du mein Augenstein, wie muß ich dich finden! Ciciuzzo meines Herzens, Flamme meiner Seele, wie liegst du am Boden, du, der wie ein Fahnenmast ragte! Deine schönen Augen, wirst du sie nicht mehr aufschlagen? Deine lieben Hände, wirst du sie nicht mehr heben? Dein teurer Mund, wird er nicht mehr lächeln?»

Einige Augenblicke danach aber ließ sich, gleichfalls heulend und sich die Haare raufend, eine dritte Frau am Fußende der Matratze auf die Knie nieder: Nicolina, das Kind im Arm.

Jedermann kannte die ungläubliche Duldsamkeit der Baronin diese zehn Jahre hindurch. Alle Welt wußte, daß sie ebenso ein Ausfluß der Liebe und Ergebenheit diesem Manne gegenüber gewesen war wie ihrer Ueberzeugung, daß alles, was ihr widerfuhr, bei ihrer Unbildung, ihrer Häßlichkeit und ihrem großen Herzen ganz natürlich geschehen mußte. Diese Ueberzeugung hatte sie auch ihrer Umwelt beigebracht, und so nahm niemand jetzt an dem Schauspiel ein Aergernis, vielmehr waren alle zu Tränen geführt, als sie sich zu Nicolina wandte und sie beschwor, sich zu entfernen. Und sie nahm ihr das Kind aus dem Arm, zeigte es dem Toten und gelobte ihm, es wie ihr eigenes zu halten und es als Herren aufwachsen zu lassen, wie der Tote gewesen, und ihm ihren ganzen Reichtum zu geben, wie sie ihm längst ihr ganzes Herz geschenkt habe.

Die Verwandten des Barons, die kurz darauf herbeieilten, hatten lange zu tun, um die drei

der Maske des Mitleids sprach vielleicht so etwas wie Neid mit. Denn Nicolina war doch eben die Mutter des Kleinen.

Um diese Ueberlegenheit, die Nicolina vor ihnen voraus hatte, zu verringern, schlossen sie sich, kaum daß das Kind entwöhnt war, von seiner Erziehung fast völlig aus. Beide empfanden aber noch, daß diese Ausschließung nicht genigte. Damit das Kind immer bei ihnen und an das Andenken des Toten gebunden bliebe, war es nötig, daß Nicolina ein anderes bekam, ein eigenes zum Behalten. Mit einem Wort, es war nötig, einen Mann für sie zu finden. Die Baronin würde sie weiter in einem Flügel des Palastes wohnen lassen, würde ihr eine schöne Mitgift schenken. Nur mußte man einmal einen braven jungen Mann für sie finden, einen, der fromm war, Ehrfurcht im Leibe hatte und auch ihr und Filomena und überhaupt dem ganzen Hause ein Schutz und Beistand sein konnte.

ronin verschrieb Nicolina fünfundzwanzigtausend Lire als Mitgift, dazu eine reiche Ausstattung, Kleider und Schmucksachen zur Hochzeit, Kost und Wohnung im Palast.

«Nicht gerade Pomp,» sagte sie zum Bräutigam, der sich mit seinem ganzen Körper um sie schlangelte, um ihr seinen Dank auszusprechen und dabei von Zeit zu Zeit mit der Hand nach dem Rockschoß fuhr, als drohe ein Hund dort zu beißen. «Pomp nicht, lieber Don Nitto! Wahrhaftig, das bringen wir nicht übers Herz, keine von uns dreien. Aber... (die Zunge, Don Nitto! Zieh die Zunge ein, mein Söhnchen! So viel Geist habt Ihr, aber aussehen tut Ihr wie ein Narr!) — aber ein klein wenig Festlichkeit, sagte ich, die bereiten wir euch, zweifelt nicht daran!»

Nicolina weinte beim Anhören dieser Rede und drückte das Kind fest an ihre Brust, als müsse sie es mit dieser Heirat auf ewig verlassen. Don Nitto machte sich Sorgen über diese unablässigen Tränen, sagte aber nichts, weil die Baronin ihn gebeten hatte, Nicolina weinen zu lassen. Sie habe ihre Gründe. Binnen kurzem würde sie mit Gottes Hilfe wohl nicht mehr weinen. Aber heute müsse man sie schon so lassen.

Keine Möglichkeit, am Hochzeitstag Nicolina zu bewegen, das Trauerkleid abzulegen: sie drohte, die ganze Heirat aufzuliegen zu lassen, wenn man sie nötigte, ein anderes Kleid anzuziehen. Entweder in diesem oder überhaupt nicht. Don Nitto beriet sich mit seiner Verwandtschaft, mit der Mutter, den beiden Schwestern, den Schwägern, wobei er wiederholt mit der Hand zum Rockschoß fuhr. Die beiden Schwestern waren sehr aufgeregt, denn sie waren in den grellfarbigen Seidenkleidern ihrer eigenen Hochzeit, mit dem ganzen Goldschmuck und den samtenen Schulterkrügen, mit Spitzen und Fransen bis zum Boden gekommen. Aber zuletzt mußten sie alle sich dem Willen der Braut fügen.

Und sie zogen in feierlichem Aufzug erst in die Kirche, dann auf das Standesamt. Voran der Bräutigam zwischen den beiden Schwestern, dann Nicolina zwischen der Baronin und Filomena, alle drei in strenger Trauertracht, als gingen sie hinter einem Begräbnis, zuletzt die Mutter des Bräutigams zwischen den beiden Schwägern.

Doch die erschütterndste Szene ereignete sich im Rathssaal.

Es hingen in diesem Saal in langer Reihe an den Wänden die Oelbilder aller früheren Bürgermeister: das Bild Don Francescos di Paola Vivona hing natürlich am Ehrenplatz, gerade über dem Kopf des mit den Standesamtsgeschäften betrauten Beamten.

Als Erste gewahrte die Baronin das Bild, und sogleich befahl sie an Kinn, Händen und Hüften ein heftiges Zittern. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Da sie nicht sprechen konnten, während der Standesbeamte die gesetzlichen Bestimmungen verlas, begann sie Nicolina, die neben ihr stand, mit dem Ellbogen zu stoßen. Wie die sich umwandte, um sie anzusehen, und der Richtung ihres Blickes folgend, ihrerseits das Bild gewahr ward, stieß sie einen schrillen Schrei hervor und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Da konnten auch die Baronin und Filomena nicht länger an/sich halten, und alle drei begannen vor dem bestürzten Standesbeamten mit erhobenen Händen Klagerufe auszustößen wie am Todestage:

«Söhnchen, Herzblatt, Ciciuzzo, der du uns anblickst! Flamme meiner Seele, wie schön warst du! Was sollen wir ohne dich anfangen, du unser Kleinod, holder Engel, Leben unseres Lebens!»

Und man mußte abwarten, bis dies Weinen ein Ende genommen hatte, bevor man an die Unterzeichnung des Ehevertrages gehen konnte.



Die neueste Shawl-Mode

Modell Marianne

Phot. Meiner

Frauen fortzubringen, erst von der Leiche und dann von einander, denn sie hielten sich so eng umarmt, als wollten sie ihren dreifachen Schmerz in einen einzigen unlöslichen Knoten verstricken.

Nach dem feierlichen Begräbnis verlangte die Baronin, daß auch Filomena (zu ihr in den Palast ziehen sollte, damit sie künftig zusammenlebten, alle drei!

In ihren schwarzen Trauerkleidern trösteten sie einander wechselseitig, und um die Wette hüteten sie das blonde Kind, in dem jeder von ihnen der selbige Baron weiterzuleben schien.

Nach und nach begannen jedoch die Baronin und Filomena Nicolina zu verstehen zu geben, sie könne, obschon sie die Mutter des Kindes sei, wegen ihrer Jugend und Unerfahrenheit nicht mit ihnen auf einer Stufe stehen, weder in dem Schmerz um das gemeinsame Unglück, noch bei der Erziehung des Kindes. Für sie, die beiden Alten, sei das Leben für immer zu Ende. Für Nicolina aber, die so jung und hübsch sei, könne es heute oder morgen wieder anheben.

Kurz, sie fingen an, sie wie eine Art Tochter zu betrachten oder eher wie ein junges Mädchen, dem man unmöglich erlauben konnte, sich gleich ihnen in der Trauer aufzuopfern. Unter

Bei der ersten Andeutung weigerte Nicolina sich entschieden. Sie erklärte heftig, daß sie nicht weniger als Filomena in der Trauer um den Baron aufgehen wolle. Im Gegenteil, solche Trauer komme ihr, der Mutter des Kleinen, noch viel mehr zu. Die beiden Frauen sagten ihr natürlich nicht, daß sie gerade um dieser Tatsache willen verheiraten wollten. Aber sie beizeigten ihr eine solche Kühle und legten eine solche Unzufriedenheit über ihre Weigerung an den Tag, daß sie sie schließlich und allmählich zum Nachgeben bewegten.

Filomena war eine Frau von Welt und sehr erfahren. Sogar der Baron — Friede seiner Seele! — war ihrem Rat stets gefolgt. So hatte sie den Zukünftigen schon bereit: einen gewissen Don Nitto Trettari, Notargehilfen, von recht feinem Aussehen, aus guter Familie, der nicht viel Worte machte und jeden heiligen Sonntag zur Kirche ging. Nicht häßlich, wie gesagt! Was heißt häßlich? Ein wenig mager, na ja... aber später, bei dem guten Leben, würde er schnell genug Speck ansetzen. Er mußte nur die schlechte Gewohnheit ablegen, beständig sich mit der Zungenspitze über die Oberlippe zu fahren: im übrigen ein Goldjunge, alles tadellos!

Als das strenge Trauerjahr vorüber war, wurde der Tag der Hochzeit festgesetzt. Die Ba-

DIE BUNTE WELT

Ein Paradies in der Südsee

Die Expedition des englischen Majors A. J. A. Douglas ist nach einer Seereise von mehr als 45 000 Kilometern wieder in London eingetroffen. Die Expedition galt hauptsächlich der Erforschung unbekannter Teile des Stillen Ozeans und lief dort zahlreiche Inseln an, die zum Teil noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte. Die Expedition fand hier Zustände vor, die Major Douglas als schlechthin paradiesisch bezeichnet.

Das gilt auch von der Insel Rapa, die zwar zu den bekannteren der in Betracht kommenden Gruppe gehört, aber trotzdem noch immer ein Wunderland von unentdeckten Schönheiten ist. «Als wir uns der Insel näherten,» berichtet Major Douglas, «sahen wir zwei Eingeborne, die inmitten der märchenhaften Pracht einer unwahrscheinlich üppigen Vegetation lagen und uns mit allen Zeichen der Freude zwinkten. Bald stiegen alle ihre Gefährten aus dem nahen Dorf zu ihnen. Die meisten waren vollständig

(Fortsetzung auf Seite 8)